

Kölner Erinnerung Ein unerschwinglicher Puppenwagen, der Traum von der Buttercreme und ein lukrativer Babysitterjob – In „Mein Köln“ erzählen Leser von besonderen Erlebnissen in dieser Stadt

Steine klopfen für die Torte

Nachdem wir in Köln dreimal ausgebombt worden waren, wurden meine Mutter und ich Ende 1942 nach Sachsen evakuiert. Im Mai 1945 machten wir uns auf den Weg zurück. Nach viereinhalb Wochen Marsch landeten wir schließlich in Niederesch bei Dernau an der Ahr – auf dem kleinen Bauernhof meiner Patentante.

Von dort aus fuhr meine Mutter ein Mal in der Woche nach Köln, um auf Wohnungssuche zu gehen. In Klettenberg wurde sie fündig: Ihre frühere Chefin bot ihr die alte Stellung im Haushalt an. Und besorgte uns eine Zweizimmerwohnung in der Bachermer Straße in dem Haus gegenüber.

Das hatte durch einen Bombeneinschlag keine Treppe mehr, war aber sonst noch bewohnbar. Das Nachbarhaus hingegen war großteilig zerstört, aber das Treppenhaus war heil geblieben. Ein Loch durch die Brandmauer ermöglichte uns den Zutritt zur neuen Wohnung in der ersten Etage.

Mit einer selbstgezimmernten Karre fuhr ich fortan täglich durch die Trümmer, um Holz für den Winter zu holen. Kurz vor Ostern 1947 stand dann der Pfarrer von St. Stephan vor unserer Tür und wollte wissen, warum ich nicht zur ersten heiligen Kommunion angemeldet worden war. Meine Mutter erklärte ihm, dass sie mir bei ihrem Stundenlohn von 50 Reichspfennig keinen Anzug kaufen könne. Der Pfarrer versprach Abhilfe und tatsächlich bekam meine Mutter wenig später einen Bezugsschein, den wir im Herrenmodehaus „Weingarten“ einlösen konnten. Einen so schönen Anzug hatten wohl nur wenige. Meine Mutter fragte mich, welchen Kuchen ich mir zum Wei-



Die Thieboldsgasse liegt nach dem Zweiten Weltkrieg in Trümmern. Foto: Privater Einsender

ßen Sonntag wünschte. Meine spontane Antwort „Buttercreme-Torte“ verschlug ihr fast die Sprache. „Ich brauche dazu bestimmt ein halbes Pfund Butter und die kostet beim Schwarzhändler 90 Reichsmark. Wo soll ich die her bekommen?“, fragte sie.

Ich erinnerte mich, dass ein Mann in der Mommsenstraße sein zerstörtes Haus wieder aufbaute. Für jeden ordentlich sauberen Ziegel zahlte er 30 Reichspfennige. Ich brauchte also 300 Steine. Mit Karre und Hammer zog ich los und klopfte in den Trümmern fein säuberlich 300 Ziegelsteine. Stolz überreichte ich meiner Mutter die 90 Reichsmark. Die Buttercreme-Torte war für mich die leckerste meines Lebens.

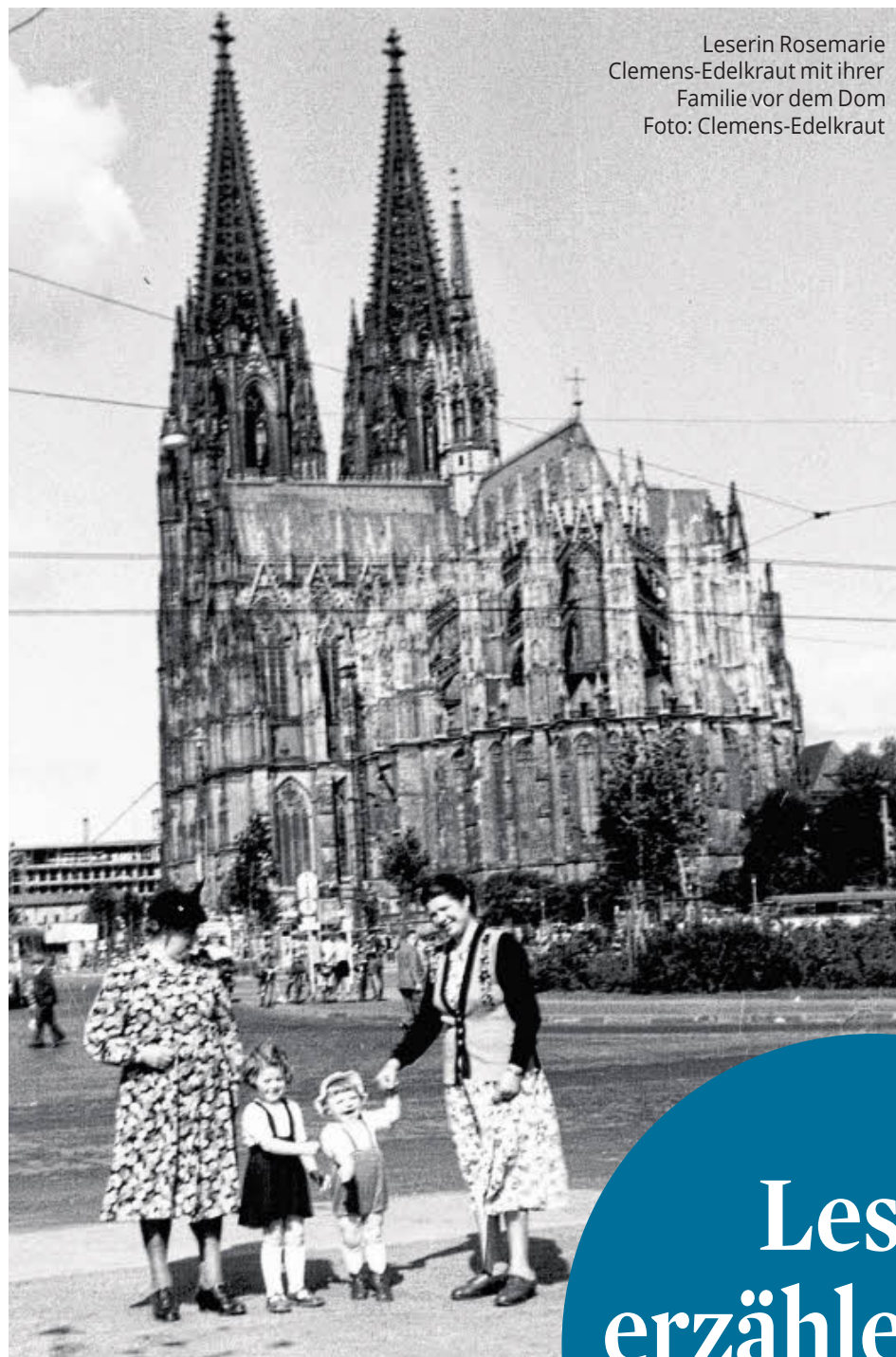
HEINZ KRÄMER

PERSÖNLICHES GESCHICHTSBUCH

Für dieses Buch haben Leserinnen und Leser des „Kölner Stadt-Anzeiger“ ihre persönliche Köln-Geschichte aufgeschrieben. Zu einem historischen Moment oder zu einem Erlebnis in dieser Stadt. Viele Geschichten stammen aus der Kriegs- und Nachkriegszeit.

„Mein Köln – Leser erzählen Geschichte“, 224 Seiten, 19,99 Euro.

Ab dem 15.12.2018 ist das Buch im DuMont Shop Breite Straße (DuMont Carré) erhältlich. Es ist auch bestellbar unter www.ksta.de/shop oder (0221) 56799303



Leserin Rosemarie Clemens-Edelkraut mit ihrer Familie vor dem Dom
Foto: Clemens-Edelkraut

Heiligabend im Dom-Hotel

Es war nass und kalt an diesem Nachmittag des Heiligen Abends, 1965, als ich mit der Bahn zum Heumarkt fuhr. Von dort weiter zu Fuß. Die Strecke dauerte anderthalb Stunden, und eigentlich war schon Bescherung bei uns zu Hause. Aber meine Familie hatte zugestimmt, dass ich als Babysitterin im Dom-Hotel arbeiten durfte. Einen Ferienjob zu ergattern, war damals nicht einfach. Die Voraussetzungen für den Job: Englische Sprachkenntnisse, ein Alter von mindestens 16 Jahren und gutes Auftreten. Im Sommer war ich 16 geworden und Englisch war mein Lieblingsfach auf dem Gymnasium. Die entsprechenden Umgangsformen hatte ich in der Tanzschule gelernt. Als Stundensatz waren fünf D-Mark inklusive Fahrgeld ausgemacht.

Der Dom ragte grau und dominant in den Himmel. Einmal tief durchatmen. Und dann durch das Portal in das Dom-Hotel hinein! Verwirrt schaute ich mich um. Zwei Männer in grauen Anzügen. Welchen sollte ich nun ansprechen?

Einer der Herren kam lächelnd auf mich zu: „Sie sind sicher Fräulein Clemens.“ Ich bejahte und wurde rot, denn sonst sprach mich niemand mit „Sie“ und „Fräulein Clemens“ an. Er hieß, meine ich mich zu erinnern, Herr Stein. „Wir konnten Sie leider nicht erreichen. Das Flugzeug, mit dem die australische Familie kommen sollte, hat Verspätung. Heute benötigen wir Sie nicht mehr“, fuhr er fort. Ich war den Tränen nahe. Dafür also hatte meine Familie die Bescherung auf den späteren Abend verlegt. Fast drei Stunden Fahrtzeit an Heiligabend. Umsonst.

Der Herr lächelte mich freundlich an. „Morgen um 11 Uhr besucht das Ehepaar die Messe im Dom und bittet Sie, auf den kleinen Sohn aufzupassen. Können Sie dann hier sein?“ Damit zückte er seine Briefta-

sche und gab mir 20 D-Mark. 20 D-Mark! Das war mein Taschengeld von fast einem halben Jahr. Natürlich kam ich am ersten Weihnachtstag wieder.

Das Zimmer war eine Suite. Das Baby schlief, als es klopfte. Bevor ich mich entschließen konnte, was zu tun sei, betrat ein Kellner den Raum, um das Frühstücksgeschirr und die Essensreste abzuräumen. Der Mann fragte nach meinen Wünschen. Natürlich hatte ich keine.

Trotzdem brachte er mir kurze Zeit später einen Traubensaft und ein Tablett mit kleinen Leckereien. Heute weiß ich, dass es Canapés und Pétit Fours waren. „Das schickt Ihnen Herr Stein. Und wenn Sie noch Wünsche haben, rufen Sie bitte die Rezeption an“, sagte der Kellner.

Natürlich konnte ich diesen Köstlichkeiten nicht widerstehen. Sehr bald kamen die australischen Eltern zurück. Der Kleine schlief immer noch und fast hatte ich ein schlechtes Gewissen, als ich meinen Lohn erhielt. Ich hatte wenig dafür getan und sogar noch Essen und Trinken erhalten. In der Woche zwischen Weihnachten und Silvester vereinbarten wir noch einige Termine, an denen ich den Schlaf des kleinen Jungen bewachte. Silvester flog die Familie nach Australien zurück. Als ich mich bei Herrn Stein verabschiedete, erkundigte der sich, ob ich an weiteren Aufträgen als Babysitter interessiert sei. So war ich 1966 noch einige Male Babysitter im Dom-Hotel. Mit dem verdienten Geld kaufte ich mir für die horrenden Summe von 300 DM meinen ersten eigenen Plattenspieler. Sogar Singles von Elvis Presley und Cliff Richard waren noch drin.

ROSEMARIE CLEMENS-EDELKRAUT

Wahre Weihnachten

24. Dezember 1938. Es ist schon spät. Mein Vater Josef eilt in Richtung Kölner Innenstadt. Er will noch eine Weihnachtsüberraschung für seine Tochter Miechen besorgen. Gern täte er das in Ruhe, doch die Arbeitszeit – zehn Stunden am Tag von Montag bis Samstag – lässt das nicht zu. An Heiligabend aber haben die Werk tätigen frei.

Unmerklich zieht Dämmerung auf. Nur noch eine Stunde bis Ladenschluss. Die sonst so belebte Hohe Straße ist wie leer gefegt. An der Ecke der Straße „In der Höhle“ wird Josef von den erleuchteten Schaufenstern eines kleinen Kaufhauses angezogen. Ohne zu wissen, was er eigentlich will, geht er hinein und steht in einem menschenleeren Ladenlokal. Auf den Regalen sieht er einen Puppenwagen aus hellblauem Korbgeflecht. „Kann ich etwas für Sie tun?“, fragt eine junge Verkäuferin. „Mir gefällt dieser Puppenwagen“, sagt Josef. „Er ist wunderbar verarbeitet“, schwärmt die Verkäuferin. Josef ist begeistert. Das ideale Geschenk. „Er kostet nur 17 Mark.“

17 Mark. Das ist fast ein Wochenlohn für Josef. „Tut mir leid um Ihre Mühe, aber soviel Geld habe ich nicht“, sagt er. Die Frau schaut ihn eine Weile an. „Bitte, warten Sie einen Augenblick, mein Chef hat bestimmt ein Einsehen.“ Was kann der Chef mir schon nachlassen, denkt Josef, selbst die Hälfte könnte ich nicht bezahlen.

Die Verkäuferin kommt in Begleitung eines Mannes zurück. „Sie interessieren sich für den Puppenwagen? Ich gebe Ihnen den Wagen gerne für einen geringeren Preis“, sagt der Mann. „Sie sind sehr großzügig, aber auch einen geringeren Preis kann ich nicht zahlen. Ich zeige Ihnen, was ich habe“, sagt Josef. Er stülpt den Inhalt seiner Geldbörse auf den Ladentisch: vier Markstücke und ein Fünziger. „Davon brauche ich noch eine Mark für den Fahrschein zurück. Es bleiben also nur 3,50 Mark.“

Eine Weile stehen die drei Menschen da und schauen stumm auf den Puppenwagen. „Ich bin auch mit 3,50 Mark zufrieden“, sagt der Ladenchef in die Stille. „Vielleicht – später einmal – wenn Sie besser bei Kasse sind, suchen Sie wieder mein Geschäft auf.“ Josef kann kaum glauben, was ihm da geschieht.

Auf dem Rückweg fühlt Josef – den Wagen unter dem Arm – tiefe Dankbarkeit über diese Erfahrung menschlicher Größe. Später, als Josef sein Wort einlösen will, steht er vor den leeren Schaufenstern des geschlossenen Kaufhauses. Das Geschäft wurde boykottiert und enteignet. Vom jüdischen Besitzer fehlt jede Spur.

ANNA-MARIA HUNDENBORN



Familie Winterscheid am Heiligen Abend 1934. Geschick hat das Bild Sohn Heinz. Foto: Winterscheid